

- 1. Juli 2008, Neue Zürcher Zeitung

## Helfen in Lwiw

### Die Projekte des Jesuitenpaters Robert Hotz in der Westukraine

**Seit Jahren unterstützt der Schweizer Jesuitenpater Robert Hotz auf unbürokratische Art Spitäler, Schulen und andere Institutionen in der Westukraine. Die Empfänger der Hilfe danken es ihm.**

Ueli Schmid, Lwiw

Charles Dumont hängt in der Luft. Ein ukrainischer Kraftmensch, Modell Klitschko, hat den zierlichen Pariser Mittvierziger gepackt, umarmt und geküsst und dann in die Höhe gestemmt wie ein Kind, weil alles wirklich Geliebte gestemmt werden muss. Und so hängt Dumont an der Seite des Kraftmenschen und lacht überglücklich und gleichzeitig etwas geniert, bis er vorsichtig wie eine teure Vase wieder auf den Boden des Restaurants im ukrainischen Lwiw (dem früheren Lemberg) abgestellt wird, in dem sich die Gruppe getroffen hat. Klatschen und Jubeln und weitere Küsse – und dabei sind wir noch nicht einmal bei den Wodka-Toasts angekommen.



Robert Hotz in der Altstadt von Lwiw. (Bild: NZZ / Ulrich Schmid)

#### Ohne Bürokratie

Charles Dumont ist leitender Arzt für Hand- und Wiederherstellungschirurgie am Spital Ziegler in Bern, einer der weltweit führenden Spezialisten auf diesem Gebiet. Er kommt oft nach Lwiw, um hier schwierige Tumoroperationen auszuführen, vor allem

an Kindern. Er tut es gratis, genau wie sein Kollege Ulrich Exner, ein deutscher Spezialist für orthopädische Chirurgie und Traumatologie, der in Zürich arbeitet, und eine Reihe anderer Schweizer Ärzte, die sich im «Hilfswerk Westukraine» des Zürcher Jesuitenpaters Robert Hotz engagieren. Der 73-jährige Hotz, ein ehemaliger Journalist, ist in der Westukraine tief verwurzelt, doziert an der hiesigen Medizinischen Universität und ist Ehrenbürger dieses wunderschönen, so überaus europäisch anmutenden galizischen Städtchens. In den letzten 17 Jahren hat er etwa 50 Hilfsaktionen initiiert und dabei rund 20 Millionen Franken gesammelt und ausgegeben – ohne dass davon auch nur ein Bruchteil in einen bürokratischen Apparat geflossen wäre.



Hotz ist also eine Ausnahme im Gewerbe des Helfens, dem wir, wir geben es zu, generell recht skeptisch gegenüberstehen. Er hat einen Fahrer mit Auto, und er unterhält gute Kontakte zu lokalen politischen und gesellschaftlichen Grössen, die teuren Banketten nicht abgeneigt sind. Doch sonst fliesst jeder Franken, den er in der Schweiz – «durch pure Nötigung», sagt er – einsammelt, in die Hilfsprojekte. Kontrollieren können wir das nicht. Aber der Pater, ein überaus vifer, unbekümmert fluchender, die politische Unkorrektheit geradezu passioniert pflegender Mensch, ist gewiss nicht der Typ, der sich mit Spendengeldern ein Luxusleben finanziert. Das Geld kommt an, und es bewirkt etwas, wir haben Gelegenheit, es an der Staatlichen Russisch-Ukrainischen Schule, an einer Abteilung für Opfer der Tschernobyl-Reaktorkatastrophe und in einem Hals-Nasen-Ohren-Spital, einem alten Bau aus der Donaumonarchie, zur Kenntnis zu nehmen.

Da sind, mit Hotzschen Geldern, lecke Dächer geflickt und russische Röntgenapparate gekauft worden (sie sind billiger als westliche, und es gibt für sie Ersatzteile). In der russisch-ukrainischen Schule stehen einfache Computer, in den Spitälern gibt es neue Mikroskope, Duschen und Wasseraufbereitungsanlagen. Waisenhäuser sind renoviert und Bibliotheken neu bestückt worden. Kinder mit monströsen Tumoren und die «Liquidatoren», die in Tschernobyl verseucht wurden, als sie den Betonmantel um den explodierten Reaktor legten, und heute an Krebs leiden, liegen in freundlicheren, helleren Zimmern, durch deren Fenster es nicht mehr zieht, und gehen auf moderne Toiletten. Exner und Dumont führen lebensrettende Operationen durch und solche, die verstümmelten und missgebildeten Kindern ein lebenswertes Leben bescheren. Sie verzichten auf eine Menge Geld dabei. Exner hat sich diese ungewöhnliche Form der Mitmenschlichkeit sogar zu einer Art Lebensinhalt gemacht: Er operiert auch in Tansania und in der Mongolei.

Nun gibt es Einwände. Man kann sagen, dass das ukrainische Gesundheitssystem bis ins Mark korrupt und dass es fragwürdig sei, in einem derartigen Habitat überhaupt Hilfe zu leisten, weil so die Missstände zementiert würden. Dass das staatliche ukrainische Gesundheitswesen praktisch vollkommen versagt, ist Tatsache. Es gibt zu wenig Ärzte, da viele in den Westen abwandern. Wer bleibt, verdient offiziell etwa 200 Dollar, Chefarzte können auf 300 Dollar kommen. Das ist zum Leben zu wenig, und deshalb nimmt man Bestechungsgelder an. Wer in einem Spital aufgenommen werden will, hat zu zahlen, auch wenn die Behandlung de iure gratis ist. Wer nicht zahlen kann, bleibt krank zu Hause oder stirbt.

### **Ist Hilfeleistung hier sinnvoll?**

Einen Arzt zum Operieren zu bringen, kostet, je nach Spital, umgerechnet mindestens 500 Dollar. Schwestern erhalten 10 bis 15 Dollar pro Tag, Anästhesisten 20 bis 30 Dollar. Narkosemittel sind ebenso mitzubringen wie Essen, Verbandszeug und anderes medizinisches Zubehör. Zu erhalten ist es nur für teures Geld in privaten Apotheken. In staatlichen ist es billig, aber dort sind die benötigten Mittel nicht vorhanden. Ähnliches gilt für die Schulen. Wer seinen Kindern eine Universitätsausbildung gönnen will, muss mit 5000 bis 7000 Dollar an Schmiergeldern rechnen. Selbst Hochbegabte («Otlitschniki») sind davon nicht immer ausgenommen.

Ist es sinnvoll, in einer solchen Umgebung – sie ist die gleiche wie im ganzen ehemals sowjetischen Raum – überhaupt Hilfe zu leisten? Hotz bejaht entschieden. Zum einen kann er am System ohnehin nichts ändern, aber bewirken kann er – im kleinen Rahmen – sehr wohl etwas. Zweitens braucht man, wenn das Wort «Korruption» fällt, nicht immer gleich zu jammern. Auch das Krankenhauspersonal muss leben, versagt das offizielle Entlohnungssystem, tritt eben ein alternatives in Kraft. Graue Märkte haben immer ihre Marktlogik. Natürlich ist das bedauernd, natürlich zeigt das, wie weit man von einer Bürgergesellschaft noch entfernt ist. Doch Abhilfe schafft man sicher nicht mit einem staatlichen Überwachungssystem (es würde sowieso nicht funktionieren). Chancen auf weniger Korruption bringt nur eine allgemein gesteigerte Lebensqualität. Und bis es so weit ist, werden noch viele Jahre vergehen.

### **Loblied auf die Schweiz**

Hotz macht weiter, weil er weiss, dass nichts besser würde, wenn er ginge, und weil er etwas ändern will. Und er kann das, weil er sich konsequent jeder Vorgehensweise verweigert, welche Korruption begünstigt, weil er alles direkt kauft, nie über Dritte, und weil er alle Anschaffungen mit einer Rigorosität kontrolliert, die anderswo wohl als unangemessen betrachtet würde.

Sicher, da gibt es Irritierendes. In den Schulen und Spitälern, die wir besuchen, wird das Hohelied auf Hotz und die Schweiz mit jener ungebrochenen Inbrunst gesungen, die im Gelobten Land selber längst verpönt ist. «Wo er schreitet, beginnt alles zu blühen», sagt eine ergriffene Lehrerin – doch, da beginnt sich schon etwas in einem zu winden. Gut, dass wenigstens die Fremdsprache Deutsch, die an der russisch-ukrainischen Schule ebenfalls unterrichtet wird, so etwas wie ein Korrektiv abgibt. «Die Schweiz ist ein schönstes Land Europas», heisst es da genial richtig auf einem Spruchband. Hotz nimmt die Huldigungen anscheinend ungerührt entgegen – der pragmatische Jesuit weiss, dass schnöder Verzicht auf Rituale hier nicht verstanden würde.

Doch all die Irritationen verschwinden, wenn man sieht, wie Eltern Hotz oder Exner oder Dumont dafür danken, dass ihr Kind wieder gehen oder die Hände bewegen kann oder einen Tumor losgeworden ist. Momente, die mich leer schlucken lassen. Er sei dann, sagt Dumont, der glücklichste Mensch der Welt. Und wenn er dafür gestemmt werde.